

# Ueber Deutschland.

Von

Frau von Staël.

---

Mit Einleitung und Anmerkungen

deutsch

von

Robert Gabs.

Erster Band.

---

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

gesellschaftliche Schicklichkeit das Talent bis in seine innersten Herzensregungen, und die Furcht vor dem Lächerlichwerden ist das Damoklesschwert, das kein Fest der Phantasie vergessen machen kann.

Man spricht in den Künsten häufig vom Verdienst der besiegten Schwierigkeit. Darauf ist jedoch bereits mit Recht erwidert worden: Entweder spürt man diese Schwierigkeit nicht, und dann ist sie so gut wie nicht vorhanden, oder man spürt sie, und dann ist sie nicht überwunden. Die Hindernisse lassen die geistige Gewandtheit zur Geltung kommen. Das wahre Genie zeigt aber oft eine gewisse Ungelenkheit und Ungeschicklichkeit, die in gewisser Hinsicht der leichten Verhörlichkeit der schönen Seelen gleicht, und man thäte unrecht, wollte man es zum Sklaven willkürlich ersonnener Beschränkungen machen, denn es würde sich diesen weit weniger leicht entwinden als die Talente zweiter Ordnung.

#### Dehntes Kapitel.

##### Ueber die Poesie.

Das wahrhaft Göttliche in der Tiefe des Menschenherzens kann nicht definiert werden. Wenn es auch Worte für einzelne Züge giebt, so giebt es doch keine für das Ganze und besonders nicht für das Mysterium der wahren Schönheit in allen ihren Gattungen. Es ist schon schwer zu sagen, was nicht Poesie ist, will man aber verstehen, was sie ist, so muß man die Eindrücke zu Hilfe rufen, die eine schöne Gegend, eine harmonische Melodie, der Anblick eines geliebten Gegenstandes und vor alledem das religiöse Gefühl in uns erregen, das uns die Gegenwart der Gottheit in uns selbst empfinden läßt. Die Poesie ist die natürliche Sprache aller Culte. Die Bibel ist voll Poesie und Homer voll Religion. Nicht als ob in der Bibel Fictionen und im Homer Dogmen enthalten wären, sondern weil der Enthusiasmus verschiedene Empfindungen in ein und

demselben Brennpunkt sammelt. Der Enthusiasmus ist der Weihrauch, der von der Erde zum Himmel emporsteigt und beide mit einander vereint.

Die Gabe, durch das Wort zu enthüllen, was man im tiefsten Innern des Herzens empfindet, ist sehr selten, aber dennoch findet man bei allen Wesen Poesie, die tiefer und lebhafter Neigungen fähig sind: es mangelt denen, die nicht darin gelübt sind, ihn zu finden, nur der Ausdruck dafür. Der Dichter läßt so zu sagen nur das Gefühl frei, das in der Tiefe seiner Seele gefangen liegt. Das poetische Genie ist ein innerer Trieb von derselben Art wie der Drang, der zu einem edelherzigen Opfer begeistert: eine schöne Ode dichten heißt vom Heroismus träumen. Wenn das Talent nicht wandelbar und unflät wäre, würde es ebenso oft zu schönen Thaten als zu schönen Worten kommen, denn diese beide entspringen in durchaus gleicher Weise dem Bewußtsein des Schönen, das sich in uns fühlbar macht.

Ein Mann von überlegenem Geiste behauptete, daß die Prosa nachgeahmt und die Poesie natürlich sei, und in der That beginnen die wenig civilisirten Völker stets mit der Poesie, und sogar die alltäglichsten Menschen gebrauchen unwillkürlich Bilder und Metaphern, sobald eine heftige Leidenschaft ihr Gemüth erschüttert: sie rufen die äußere Natur zu Hilfe, um das darzustellen, was Unerklärliches in ihrer Seele vorgeht. Die Leute aus dem Volke sind übrigens weit näher daran, Dichter zu werden, als die Männer der guten Gesellschaft, denn der Anstand und der Spott sind nur geeignet, als Zügel zu dienen, können aber keine Inspiration geben.

Zwischen der Poesie und der Prosa besteht ein endloser Kampf auf Erden, und der Spott muß sich dabei stets auf Seite der Prosa stellen, denn spotten heißt in den Staub ziehen. Doch ist der gesellschaftliche Geist der aumuthigen und heitern Poesie, deren glänzendste Vertreter Ariost, Lafontaine und Voltaire sind, äußerst günstig. Die

dramatische Dichtkunst ist bei unsern ersten Schriftstellern bewundernswerth, und auch die descriptive, besonders aber die didaktische Poesie sind bei den Franzosen zu einem hohen Grade der Vollendung gediehen, wogegen es jedoch bis jetzt nicht den Anschein hat, als ob dieselben berufen seien, sich auch in der lyrischen und epischen Poesie auszuzeichnen, so wie diese beiden Gattungen von den Alten und den Ausländern aufgefaßt werden.

In der Lyrik stellt sich der Autor selbst dar. Er versetzt sich nicht mehr in eine fremde Person hinein, sondern findet die Bewegungen, die ihn begeistern, in sich selbst. In diesem Sinne haben sich Jean Baptiste Rousseau in seinen religiösen Oden und Racine in der „Athalie“ als lyrische Dichter gezeigt. Sie waren mit Psalmen erfüllt und von einem lebendigen Glauben durchdrungen. Nichts desto weniger bereiten die Schwierigkeiten der französischen Sprache und Versification dem Überströmen der Begeisterung fast immer die schwersten Hindernisse. Man kann aus einigen unserer Oden herrliche Strophen anführen, aber giebt es eine einzige, in der der Gott den Dichter nicht zuweilen verlassen hat? Schöne Verse sind noch keine Poesie. Die Inspiration ist bei den Künsten die uner schöpfliche Quelle, die vom ersten Worte bis zum letzten alles mit Lebenskraft erfüllt: die Liebe, das Vaterland, der Glaube, alles muß in der Ode gefeiert werden — sie ist die Apotheose des Gefühls. Um die wahre Größe der lyrischen Poesie zu begreifen, muß man in Gedanken durch die ätherischen Regionen schweifen, muß das Geräusch der Erde beim Klang der himmlischen Harmonie vergessen und das ganze Weltall als ein Sinnbild der inneren Regungen der Seele betrachten.

Für die meisten Menschen ist das Räthsel des menschlichen Geschicks ohne jede Wichtigkeit, dem Dichter aber ist es durch die Phantasie stets und allenthalben gegenwärtig. Der Gedanke an den Tod, der die niedrigen Geister ent-

muthigt, macht das Genie kühner und verwagener, und die Mischung der Schönheiten der Natur mit den Schrecken der Zerstörung erzeugt einen unbeschreiblichen Rausch von Glück und Schrecken, ohne welchen man das Schauspiel dieser Welt weder begreifen noch beschreiben kann. Die lyrische Poesie berichtet nichts, sie bindet sich weder an die Folge der Zeiten, noch an die Grenzen des Raums. Sie schwebt über den Ländern und den Jahrhunderten und verleiht jenem erhabenen Momente Dauer, während dessen der Mensch sich über die Mühen und Freuden des Lebens erhebt. Inmitten der Wunder der Welt fühlt er sich gleichzeitig als schaffendes und erschaffenes Wesen, das sterblich ist und doch nicht aufhören kann, zu sein, und dessen zitterndes und doch zugleich starkes Herz stolz auf sich selbst ist und sich doch vor Gott in den Staub wirft.

Die Deutschen, bei denen sich, was sehr selten ist, Phantasie und contemplative Sammlung bei einander finden, haben mehr Begabung für die Lyrik als die meisten andern Nationen. Die Modernen können dabei eine gewisse Gedankentiefe nicht entbehren, die ihnen eine spiritualistische Religion zur Gewohnheit gemacht hat. Wenn aber diese Tiefe nicht mit Bildern geschmückt wäre, so würde sie nicht poetisch sein. Daher muß die Natur in den Augen des Menschen wachsen, damit er sich ihrer als Sinnbild seiner Gedanken bedienen kann. Den Dichtern des Heidenthums genügten die Blume, Bäche und Gebüsche, aber die Einsamkeit der Wälder, das grenzenlose Meer und der gestirnte Himmel sind kaum im Stande, das Ewige und Uenebliche darzustellen, von welchem die Seele der Christen erfüllt ist.

Die Deutschen haben so wenig ein Epos wie wir. Diese herrliche Dichtungsart scheint den Modernen versagt zu sein, und vielleicht entspricht nur die Iliade allein vollständig der Idee, die man sich von dieser Gattung von Werken macht. Zu einem epischen Gedichte bedarf es

einer eigenthümlichen Zusammenwirkung von Umständen, die sich nur bei den Griechen fand: die Einbildungskraft des heroischen Zeitalters und die Vollkommenheit der Sprache der modernen Zeiten. Im Mittelalter war die Phantasie groß, aber die Sprache unvollkommen, in der Jetztzeit ist die Sprache rein, aber die Phantasie schwach. Die Deutschen sind in den Ideen und im Stile sehr kühn, aber wenig erfinderisch betreffs des Gegenstandes. Daher nähern sich ihre epischen Versuche fast immer der lyrischen Gattung, während sie bei den Franzosen mehr an das Drama streifen, und man hier mehr Fesselndes als Erhabenes findet. Wenn es sich darum handelt, auf dem Theater Beifall zu erlangen, so bildet die Kunst, sich in einen gegebenen Rahmen einzuzwängen, den Geschmack der Zuschauer zu errathen und sich ihm geschickt zu fügen, ein Mittel des Erfolgs, während bei der Composition eines epischen Gedichts nichts von äußern und schnell vergänglichen Umständen abhängen darf. Das Epos erfordert absolute Schönheiten, Schönheiten, die den einsamen Leser ergreifen, wenn seine Gefühle natürlicher und seine Einbildungskraft verwegener ist. Wer in einem epischen Gedichte zu viel wagen wollte, könnte sich allerdings den strengen Tadel des französischen Geschmacks zuziehen, wer aber gar nichts wagte, würde nicht weniger geringgeschätzt werden.

Indem Boileau den Geschmack und die Sprache vervollkommnete und reinigte, hat er, wie man nicht läugnen kann, dem französischen Geiste eine Beschaffenheit verliehen, die der Poesie sehr günstig ist. Er hat nur von dem gesprochen, was zu vermeiden ist, nur auf klugen, einsichtsvollen Vorschriften bestanden, die aber in die Literatur eine gewisse Pedanterie eingeführt haben, die dem freien Aufschwung der Künste immer äußerst schädlich ist. Wir besitzen im Französischen Meisterwerke der Versification — aber wie kann man die Versification Poesie nennen! Das

in Verse zu bringen, was angethan war, in Prosa stehen zu bleiben, wie Pope die Regeln des Kartenspiels mit ihren geringsten Einzelheiten in zehnsilbigen Versen zu beschreiben, oder wie das in den Gedichten, die bei uns erschienen sind, geschehen ist, das Brettspiel, das Schach oder die Chemie poetisch zu behandeln — das sind Taschenspielerkünste mit Worten, das heißt nur mit Worten, wie mit Noten, Sonaten unter dem Namen von Gedichten componiren.

Dennoch bedarf es einer ausgedehnten Kenntniß der poetischen Sprache, um auf schwungvolle Weise, wie hier, Dinge zu beschreiben, die der Einbildungskraft keinen Stoff bieten, und man bewundert daher einzelne Stücke aus diesen Bildersammlungen ganz mit Recht. Doch sind die Übergänge, welche diese einzelnen Stücke mit einander verbinden, nothwendigerweise sehr prosaisch wie das, was im Kopfe des Schriftstellers vorgeht. Er hat sich gesagt: „Ich werde über diesen Gegenstand Verse machen, dann über den, und dann über jenen“ — und ohne daß er es gewahr wird, offenbart er uns die Art und Weise, wie er arbeitet. Der wahre Dichter dagegen findet so zu sagen sein ganzes Gedicht mit einem Schlage in der Tiefe seiner Seele. Ohne die Schwierigkeiten, die ihm die Sprache bereitet, würde er wie die Sibylle und die Propheten die heiligen Hymnen des Genies ohne weiteres improvisiren. Er wird durch seine Einfälle wie durch ein Ereigniß seines Lebens erschüttert, eine neue Welt thut sich ihm auf, das erhabene Bild jeder Situation, jedes Charakters, jeder Schönheit der Natur tritt ihm lebhaft vor Augen, und sein Herz pocht vor himmlischer Glückseligkeit, die wie ein Blitz das Dunkel des Lebens durchschneidet. Die Poesie ist ein momentaner Besitz alles dessen, was sich unsere Seele wünscht: das Talent läßt die Schranken des Daseins verschwinden und verwandelt die unbestimmte Hoffnung der Sterblichen in glänzende Bilder.

Man könnte leichter die Kennzeichen des Talents beschreiben als ihm Vorschriften geben. Das Genie macht sich wie die Liebe durch die Tiefe der Erregung bemerkbar, mit der es den durchdringt, der damit begabt ist. Wenn man aber diesem Genie, dessen alleiniger Führer die Natur sein will, doch Rathschläge zu ertheilen wagte, so dürften dieselben nicht rein literarischer Natur sein: man müßte zu dem Dichter sprechen, wie man zu Bürgern, zu Helden spricht. Man müßte ihm sagen: Sei tugendhaft, sei gläubig, sei frei, achte, was du liebst, suche die Unsterblichkeit in der Liebe und die Gottheit in der Natur — mit einem Wort: weihe deine Seele wie einen Tempel, und der Engel der guten und edlen Gedanken wird nicht verschmähen, darin zu erscheinen.

### Elftes Kapitel.

Ueber die klassische und die romantische Poesie.

Der Name „romantische Poesie“ ist erst neuerdings in Deutschland zur Bezeichnung der Dichtweise bekannt geworden, die ihren Ursprung in den Liedern der Minnesänger hat und also vom Ritterthum und vom Christenthum erzeugt worden ist. Wenn man nicht zugiebt, daß das Heidenthum und das Christenthum, der Norden und der Süden, das Alterthum und das Mittelalter, das Lehenswesen und die griechischen und römischen Institutionen sich in das Reich der Literatur getheilt haben, wird man nie dazu gelangen, den antiken und den modernen Geschmack vom philosophischen Standpunkte aus zu beurtheilen.

Man nimmt das Wort „klassisch“ zuweilen für ein Synonym von vollkommen. Ich bediene mich hier seiner in einem andern Sinne, indem ich nämlich die klassische Poesie als die der Alten, die romantische aber als die Poesie betrachte, die gewissermaßen aus den Traditionen der Feudalzeit entsprungen ist. Diese Eintheilung gilt auch in gleicher Weise für die beiden Zeitrechnungen, d. h. für

die, welche der Stiftung der christlichen Religion vorausgegangen, und für die, welche ihr gefolgt ist.

Man hat auch in verschiedenen deutschen Werken die antike Poesie mit der Bildhauerkunst, die romantische mit der Malerei verglichen, kurzum, man hat auf alle Weise den Gang des menschlichen Geistes charakterisirt, der von den materialistischen zu den spiritualistischen Religionen, von der Natur zur Gottheit vordringt.

Die französische Nation, die cultivirteste unter den romanischen, neigt zur klassischen Poesie, die den Griechen und Römern abgelauscht ist. Die englische Nation, die berühmteste unter den Nationen germanischen Stammes, liebt dagegen die romantische Poesie und brüstet sich mit den Meisterwerken, die sie von dieser Gattung besitzt. Ich will hier nicht untersuchen, welche von diesen beiden Arten der Poesie den Vorzug verdient: es genügt mir hier, zu zeigen, daß die Verschiedenheit des Geschmacks in dieser Beziehung nicht allein zufälligen Ursachen, sondern auch den Urquellen der Einbildungskraft und der Denkweise entstammt.

In den Epen und den Tragödien der Alten findet sich eine gewisse Einfachheit, die daher rührt, daß die Menschen zu jener Zeit mit der Natur verwachsen waren und vom Schicksal abzuhängen glaubten, wie jene von der Nothwendigkeit abhängt. Der Mensch versenkte sich wenig in sich selbst und wandte stets die Thätigkeit seiner Seele der Außenwelt zu. Das Gewissen sogar wurde durch äußere Dinge anschaulich gemacht, und die Fackeln der Furien schlenberten die Qualen desselben auf die Häupter der Schuldigen herab. Das Ereignis war im Alterthume alles, in den modernen Zeiten dagegen behauptet der Charakter mehr den Vorrang, und jene unruhige Reflexion, die uns oft wie der Geier des Prometheus zerfleischt, würde bei den klaren und bestimmten Verhältnissen, welche im bürgerlichen und socialen Leben der Alten existirten, nur als Thorheit erschienen sein.

Man meißelte in Griechenland in der Anfangsperiode der Sculptur nur einzeln stehende Statuen; erst später wurden Gruppen gebildet. Ebenso kann man, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß es anfangs in keiner der Künste Gruppen gab: die dargestellten Gegenstände folgten auf einander wie auf den Basreliefs ohne jede Verbindung, ohne jede Verschlingung. Der Mensch personificirte die Natur: Nymphen bewohnten die Gewässer, Hamadryaden die Wälder — aber auch die Natur bemächtigte sich ihrerseits des Menschen, und er glich gewissermaßen dem Strome, dem Blitze, dem Vulkan, so sehr handelte er nach einem unwillkürlichen Triebe und ohne daß die Reflexion die Beweggründe oder die Folgen seiner Handlungen in irgend einer Weise beeinflussen konnte. Die Alten besaßen so zu sagen eine körperliche Seele, deren gesammte Regungen kräftig, unmittelbar und consequent waren. Bei dem durch das Christenthum entwickelten Menschenherzen ist dies nicht der Fall: die Neuern haben durch die christliche Reue die Gewohnheit angenommen, beständig bei sich selber Einker zu halten.

Um jedoch dies gänzlich innere Leben zu offenbaren, ist es nöthig, daß eine große Mannigfaltigkeit in den Thatfachen in allen Formen die unendlichen Nuancen dessen zur Darstellung bringt, was in der Seele vorgeht. Wenn die schönen Künste in der Jetztzeit zur Einfachheit der Alten gezwungen würden, so würden wir nie mehr die ureigene Kraft erreichen, welche dieselben auszeichnet, wohl aber würden wir die mannigfaltigen innern Regungen einblissen, deren unsere Seele fähig ist. Bei den Modernen würde die Einfachheit in der Kunst leicht in Kälte und theoretische Träumerei umschlagen, während sie bei den Alten voller Leben war. Die Liebe und die Ehre, die Tapferkeit und das Mitleid sind Empfindungen, welche dem Christenthum der Ritterzeit angehören, und diese Seelentriebe können nur durch Gefahren, Abenteuer, Liebeshändel, Unglücks-

fälle, mit einem Wort: durch das romantische Interesse bemerkbar gemacht werden, das unaufhörlich die Bilder verändert. Die Quellen der Wirkungen der Kunst sind also in vielen Beziehungen in der klassischen und der romantischen Poesie verschieden: in der erstern herrscht das Schicksal, in der letztern die Vorsehung. Das Schicksal aber rechnet die Empfindungen der Menschen für nichts, während die Vorsehung die Handlungen nur nach den Empfindungen beurtheilt. Wie sollte die Poesie nicht eine Welt von ganz anderer Natur schaffen, wenn sie das Werk eines blinden, düstern, ewig mit den Sterblichen kämpfenden Geschicks schildert, als wenn sie jene weise Weltordnung beschreibt, der ein höchstes Wesen vorsteht, das unser Herz befragt und das unserm Herzen Antwort giebt!

Die heidnische Poesie muß einfach und markirt sein wie die äußern Gegenstände, die christliche Poesie bedarf der tausend Farben des Regenbogens, um sich nicht in den Wolken zu verlieren. Die Poesie der Alten ist reinere Kunst, aber die der Modernen rührt mehr zu Thränen. In unserm Falle handelt es sich jedoch nicht um die klassische und die romantische Poesie an sich, sondern um die Nachahmung der einen und die Inspiration seitens der andern. Die Literatur der Alten ist bei den Neuern nur eine importirte Literatur, die romantische oder ritterthümliche Literatur ist bei uns entstanden, und unsere Religion, unsere Institutionen haben sie zur Blüte gebracht. Die Nachahmer der Alten haben sich zu Sklaven der strengsten Geschmacksregeln gemacht, denn da sie weder ihre eigene Natur noch ihre Erinnerungen zu Rathe ziehen konnten, so mußten sie sich in die Gesetze schicken, nach denen die Meisterwerke der Alten unserm Geschmack angepaßt werden können, obgleich alle politischen und religiösen Verhältnisse, die diese Meisterwerke hervorgerufen haben, verändert sind. Alle Poesien nach antikem Muster, so vollkommen sie auch sein mögen, sind jedoch selten populär,

weil sie heut zu Tage keine nationale Saite mehr berühren.

Die französische Poesie, die klassischste von allen modernen, ist die einzige, die nicht ins Volk gedrungen ist. Die Stanzas Tassos werden von den Gondelführern Venedigs nachgesungen, die Spanier und Portugiesen aller Klassen wissen die Verse Calderons und Camoens' auswendig, Shakespeare wird in England ebenso wohl vom Volke als von den höhern Ständen bewundert, einzelne Gedichte Bürgers und Goethes sind in Musik gesetzt worden, und man hört sie von den Ufern des Rheins bis zu den Gestaden des baltischen Meeres singen. Auch unsere französischen Dichter werden von allen bewundert, die sich bei uns wie im übrigen Europa klassischer Bildung rühmen, aber den Leuten aus dem Volke und sogar den Bewohnern der Kleinstädte sind sie vollständig fremd, weil eben die Künste in Frankreich nicht wie in andern Ländern dem Lande selbst entstammen, in welchem sich ihre Schönheiten entwickeln.

Einige französische Kritiker haben behauptet, die Literatur der germanischen Völker stehe noch bei den Anfängen der Kunst — diese Ansicht ist grundfalsch. Die Männer, die bezüglich der Kenntnis der Sprachen und der Werke der Alten zu den gelehrtesten zählen, kennen sicherlich die Vortheile und Nachtheile der Dichtweise, welche sie annehmen, wie der, welche sie verwerfen, sehr gut, aber ihr Charakter, ihre Vernunft und ihre Gewohnheiten haben sie bewogen, die Literatur, welche auf den Traditionen der Mitterzeit, auf den Wundern des Mittelalters beruht, jener andern vorzuziehen, deren Grundlage die Mythologie der Griechen bildet. Die romantische Literatur ist die einzige, die noch der Bervollkommnung fähig ist, weil sie, da sie in unserm eigenen Boden wurzelt, die einzige ist, die noch wachsen und von neuem Lebenskraft gewinnen kann: sie repräsentirt unsere Religion, sie ruft uns unsere Ge-

schichte ins Gedächtnis und ist alten, aber nicht antiken Ursprungs.

Die klassische Poesie muß die Erinnerungen an das Heidenthum durchlaufen, um bis zu uns zu gelangen, die Poesie der Germanen dagegen ist die christliche Ara der schönen Künste. Sie bedient sich unserer persönlichen Empfindungen, um uns zu ergreifen und zu rühren: der Geist, der sie inspirirt, wendet sich unmittelbar an unser Herz und scheint unser eigenes Leben wie ein Phantom, das mächtigste und schrecklichste von allen, heraufzubeschwören.

### **Zwölftes Kapitel.**

Ueber die größern deutschen Dichtungen.

Wie mir scheint, muß man aus den verschiedenen Bemerkungen, welche das vorhergehende Kapitel enthält, den Schluß ziehen, daß es in Deutschland gar keine klassische Poesie giebt, mag man nun diese Poesie nur als den Alten nachgeahmt betrachten oder darunter den höchsten möglichen Grad der Vollkommenheit verstehen. Die Fruchtbarkeit ihrer Phantasie verweist die Deutschen mehr auf das Produciren als auf das Corrigiren; auch kann man aus ihrer Literatur nur wenig Schriften anführen, die allgemein als Muster anerkannt sind. Die Sprache ist noch nicht festgestellt, der Geschmack wechselt noch bei jeder neuen Production eines talentvollen Mannes, alles ist im Fortschreiten begriffen, alles bewegt sich, und der feste Punkt der Vollkommenheit ist noch immer nicht erreicht. Aber ist das ein Übel? Bei allen Nationen, die sich schmeichelten, auf diesem Punkte angekommen zu sein, hat fast unmittelbar darauf der Verfall begonnen und sind die Nachahmer den klassischen Schriftstellern gefolgt, als ob sie Widerwillen gegen dieselben erregen wollten.

Es giebt in Deutschland eine ebenso große Menge von Dichtern als in Italien, die Menge der Versuche in irgend einer Richtung zeigt aber stets an, welcher natürlicher Gang